

Tischleder, Bärbel; Winkler, Hartmut: Portable Media.
Beobachtungen zu Handys und Körpern im öffentlichen Raum.
In: Ästhetik & Kommunikation, Heft 112, Berlin 2001, S. 97- 104.

Portable Media

Beobachtungen zu Handys und Körpern im öffentlichen Raum

1.

Portable media unterscheiden sich von herkömmlichen Medien vor allem dadurch, daß sie keinen festen Ort haben. Und *portable* sind Teile der Medienlandschaft schon länger: *Walkmen* und *Diskmen*, die immer leichteren *Laptops* und *Notebooks*, elektronische Organizer – und nun eben das Handy; all dies sind Medien, die es ermöglichen, nicht nur zu Hause oder im Büro, sondern auch im Zug, Park oder Urlaub an die Medienwelt, *friends & family* und das internationale Datennetz angebunden zu sein.

Jedoch stellt sich die Frage, ob die Signifikanz dieser *Portables* allein darin besteht, daß sie klein und leicht genug sind, um sie überallhin mitzunehmen. Ist es allein die Funktion, der Zusatznutzen der Beweglichkeit und der Zuwachs an ›Möglichkeiten‹, der den Siegeszug dieser kleinen Maschinen plausibel macht? Wenn die Zahl der Mobiltelefone, auf die wir uns im folgenden konzentrieren, inzwischen die der Festnetzanschlüsse übersteigt, wenn Teenager für ihr Handy arbeiten gehen und ohnehin gestreßte Berufstätige das Flöten ihres Geräts nicht als Last empfinden, so scheint uns diese überwältigende Attraktivität erklärungsbedürftig zu sein. Weder die Ausbreitungsgeschwindigkeit wäre ohne weiteres prognostizierbar gewesen noch der vielgestaltige, vielfältig variierte Ausdruck von Wohlgefallen, den die im öffentlichen Raum Telefonierenden zeigen.

Eine elegante Vierzigjährige gerät in tie-

fer Telephontrance lächelnd auf den Fahrradweg. Ein Geschäftsmann in Grau eilt intensiv sprechend den ice-Bahnsteig entlang, in jeder Hand einen Aktenkoffer und vom Symptombild einer psychischen Erkrankung nur durch sein Headset getrennt. Vor dem Eingang eines Nachtcafés stolzieren drei marokkanische Handy-Machos auf und ab und dehnen telephonierend sportiv-gymnastisch ihre Glieder.

Von dieser Ikonographie des Behagens gehen wir aus. Die genannten funktionalen Gründe mögen für die Attraktivität der *Portables* eine Rolle spielen, entscheidend aber – dies ist unsere These – ist ihre besondere Verbundenheit mit dem *Körper*. Medien wie *Walkmen*, Armbanduhren, Handys, sind nicht nur besonders körperkompatibel, sondern sie treten in die Peripherie der Körper ein; sie werden zu einem Teil des Körpers selbst, und genauer: einer körperlich bestimmten Ich-Identität.

2.

Der Körperbegriff, der diesen Überlegungen zugrunde liegt, ist der des Körperbildes, so wie er von Paul Schilder 1935 in *The Image and Appearance of the Human Body* geprägt wurde. Wie an anderer Stelle genauer dargestellt (Tischleder 2001: Kap. 2), meint das Körperbild eine komplexe, dreidimensionale Vorstellung vom eigenen Körper, die sowohl physiologische als auch

psychische und kulturelle Aspekte umfaßt. Der Begriff des Körperbildes bezieht sich also gleichermaßen auf die optische und nicht-visuelle, d. h. taktile und kinästhetische Wahrnehmung des eigenen Leibes, seine Haltung und räumliche Position, sein sensomotorisches Vermögen sowie auf die Wirkung und Abgrenzung des eigenen Körpers im sozialen Raum.

Schon eine Beschäftigung mit der Physiologie des Körperbildes – dem sogenannten Körperschema – macht deutlich, daß es sich hierbei nicht um einen naturalistischen Körperbegriff handelt; anders ausgedrückt: Das Körperbild umfaßt mehr als Fleisch und Blut, und auch die Haut bildet nicht notwendig die Grenze. Vielmehr besteht das Körper-Ich aus organischen und kulturellen Körperteilen und schließt Kleider, Hüte, Schmuck oder Werkzeuge mit ein.

Nur die Fähigkeit, Kleidung und andere Gegenstände dem körperlichen Ich zuzurechnen, ermöglicht es, daß wir uns ohne Schwierigkeiten im Raum bewegen und agieren können. Hätten wir nicht eine eingefleischte ›Vorstellung‹ von den Gegenständen, mit denen wir alltäglich umgehen, wären wir nicht in der Lage, mit Messer und Gabel zu essen oder mit Taschen, Fahrrädern oder ein Auto steuernd aneinander vorbeizukommen, ohne zu kollidieren. Diese Form der Körperintelligenz ist selbstverständlich nicht einfach gegeben, sondern basiert auf erlernten Techniken des Körpers, die – wie Marcel Mauss (1989:199–220) ausführlich beschreibt – kulturell höchst variabel sind. Dementsprechend muß ein neuer Gegenstand oder ein Werkzeug ins Körperschema integriert oder einverleibt werden, damit bestimmte Vollzüge reibungslos funktionieren. Das Körperbild als ein quasi eingefleischtes Vermögen bildet also die primäre Voraussetzung für körperliches Handeln und muß immer wieder neu an veränderte Bedingungen angepaßt werden.

Die Grenzen des Körperbildes sind dementsprechend flexibel, und je länger ein Gegenstand einen festen Ort am Körper hat, desto wahrscheinlicher ist es, daß er nicht

mehr als fremd, als ein vom Subjekt getrenntes Objekt wahrgenommen wird, sondern als Teil des eigenen Leibes. Die meisten werden schon einmal die Erfahrung gemacht haben, eine täglich getragene Armbanduhr, einen Ring oder ein Kleidungsstück, die verloren oder kaputt gegangen sind, zu vermissen. Vermißt wird im Falle der Armbanduhr nicht nur die Möglichkeit, jederzeit zu wissen, wie spät es ist, sondern auch die spezifische Schwere und Beschaffenheit der Maschine am Arm. Das mangelnde zeitliche Orientierungsvermögen ist mit dem Gefühl einer ungewohnten ›Nacktheit‹ am Handgelenk gekoppelt, und dieser leiblich empfundene Mangel verdeutlicht, daß nicht bloß ein Objekt, sondern, ähnlich wie beim Phantomschmerz, ein Teil des gewohnten Körperbildes entbehrt wird.

Solange die Implantationstechnik keine entscheidenden Fortschritte macht, besteht nicht nur am Strand das Problem der Unterbringung. Im durchsichtigen Nylon-Holster rechts am Gürtel löst das Handy das Pfadfindermesser und den Schlüsselbund ab. In vergleichbarer Weise, so läßt sich schließen, werden auch die medialen Körpermaschinen einverleibt, so daß ihre ›Fähigkeiten‹ zum Vermögen des Körper-Ichs gerechnet werden. Und die Art und Weise, wie die portablen Medien die Selbstwahrnehmung beeinflussen, sind historisch sehr unterschiedlich. Der *Walkman* beispielsweise entspricht dem Zeitgeist der achtziger Jahre, insofern er eine der Tendenz nach egozentrisch-narzißtische Ich-Vorstellung leiblich manifestiert: Musik, damit verbundene Emotionen und die eigenen Schritte verschmelzen zu einem rhythmischen Körper-Ich, an dem die Stadt wie ein Film vorbeizieht. Während das Hörvermögen im Hinblick auf das urbane und soziale Umfeld beeinträchtigt wird, wächst die Bedeutung des eigenen Körpergefühls, und es entsteht ein synästhetischer Rausch, in dem sich Körperbewegung, Musik und optische Reize wechselseitig potenzieren. Wie der *Walkman* ist auch das Handy durch seine Mobilität charakterisiert; aber während ersterer sich gegen den un-

mittelbaren Umraum wendet, scheint das Handy umgekehrt die körperliche Nahwelt in einen kommunikativen Furor hinein zu verlängern ...

Bistrowagen im Interregio: Zwei Jugendliche sitzen einander gegenüber; sie sprechen und telefonieren gleichzeitig miteinander und erklären sich bestimmte Gerätefunktionen.

3.

Wenn man die *Portable media* mit Blick auf Körperbild und Körperschema betrachtet, läuft man Gefahr, den einzelnen Körper in den Mittelpunkt zu rücken und den gesamten medialen Raum wie selbstverständlich von diesem Fixpunkt aus zu entwerfen. Schilder selbst wirkt dem entgegen, indem er den Körper als plastisch, als sozial geprägt und in seiner Prägung abhängig von seinem technisch-medialen Umraum beschreibt; dennoch erscheint es sinnvoll, das Gesagte durch eine zweite Körperperspektive zu ergänzen, die das Verhältnis von Soma und Medienmaschinen nun vom gesellschaftlichen Raum aus modelliert. Hier bietet es sich an, auf die soziologischen Theorien der Moderne und ihrer krisenhaften Erfahrung zurückzugehen, wie sie z. B. Elias, Durkheim, Simmel und Luhmann entworfen haben.

Die Soziologie ist sich einig darin, daß die funktionale Ausdifferenzierung der Gesellschaft, Prozesse der Individualisierung, die Anonymität urbaner Lebensstile und die Temposteigerung des Alltags die Erfahrungswelt des einzelnen einerseits potenziert und bereichert, dabei gleichzeitig aber aufspaltet und fragmentarisiert. Vom einzelnen Subjekt ist gefordert, sich immer wieder und binnen kurzer Zeit durch sehr unterschiedliche, voneinander isolierte soziale Kontexte zu bewegen und dabei ständig die Rollen zu wechseln.

Der Weg durch den Alltag führt durch eine Stadt, die nicht nur Kulturkritiker als wenig gastlich beschreiben, und auf diesem

Weg ist der einzelne weitgehend auf sich gestellt; öffentliche Verkehrsmittel und Parkhäuser, der Stau, die *Mall*, Wartezimmer und Abflughallen – all dies sind Schauplätze eines zunehmend nomadischen Lebensstils. Dem entgegengesetzt ist ein kompensatorisch aufgewerteter Nahraum von Freunden und Familie, der auf der Zeitachse der Tagesplanung nur noch eine der Anlaufstationen ist.

Die Rolle des Körpers ist dementsprechend prekär. Der einzelne im Hier und Jetzt verankerte Leib und sein auf den körperlichen Nahbereich ausgerichteter Wahrnehmungsapparat scheinen zunehmend ungeeignet, mit der wachsenden Komplexität, Beschleunigung und Abstraktion der Entwicklung Schritt zu halten. ›Entkörperlicht‹ sind gegenwärtige Lebensverhältnisse, insofern Körper gesellschaftlichen, meist körperfernen Interessen untergeordnet und in den einzelnen sozialen Funktionsbereichen nur höchst selektiv in Anspruch genommen werden.

Und im selben Moment wird der Körper – gerade weil traditionelle Sinnbezüge den Subjekten zunehmend entgleiten – zu einer Art Flucht- und Rückzugspunkt, der komplementär Gegenwärtigkeit und ›Authentizität‹ verspricht. Der Sportwissenschaftler Karl-Heinrich Bette (1989)² spricht in diesem Zusammenhang von einem simultan verlaufenden Prozeß der Körperdistanzierung und der Körperaufwertung, dessen gegenläufige Tendenzen einander nicht ausgleichen, sondern fast ohne Berührung nebeneinander bestehen.

Ein Dreiundfünfzigjähriger lernt smsen, um mit seiner jugendlichen Geliebten zumindest das Medium zu teilen.

Dem Körper kommt – dies wird uns im öffentlichen Raum und in den Medien ständig vor Augen geführt – gegenwärtig eine besondere Aufmerksamkeit zu: Er wird bewegt, trainiert, in Form gebracht, entschlackt, gesund ernährt, gepflegt und entspannt. Diese Sorge um das körperliche Selbst betrachtet Bette als einen Reflex auf die Marginalisierung des Körpers. Die viel-

fältigen Belastungen und Überforderungen des Alltags sowie die einseitige gesellschaftliche Instrumentalisierung bzw. Indifferenz gegenüber dem Somatischen werden zum Ausgangspunkt einer neuerlichen Rückbesinnung auf Körperlichkeit.

Ein Phänomen, an dem die Problematik besonders deutlich wird, ist unser Umgang mit Zeit. Die Beschleunigung und Komplexitätssteigerung des Lebens wird als permanenter Zeitmangel und somit als stressig wahrgenommen; im Alltag können wir mit den vielfältigen Erwartungen und Sachzwängen, die das jeweils Machbare bei weitem übersteigen, nur umgehen, indem wir Dinge und Entscheidungen aufschieben und in die Zukunft verlagern. Durch diese Temporalisierung entsteht ein Primat der Zukunft, der auch die Gegenwart beherrscht und sie als zunehmend defizitär und unbefriedigend erscheinen läßt. Es entsteht ein Mangel an subjektiv erlebter Jetztzeit, und es ist dieser Mangel, der den Körper als Fluchtpunkt, als Garanten von Gegenwärtigkeit wieder attraktiv macht (Bette 1989: 31).

Der Rückbezug auf die körperliche Nahwelt, etwa in Form körperlicher Bewegung, bildet so eine Art Gegeninstanz zu gesellschaftlichen Überforderungssyndromen. Im Sportstudio oder beim Jogging wird der eigene Körper nicht bloß zum Gegenstand individueller Modellierbarkeit, sondern durch das Sich-Fühlen – das konkrete Erleben von Bewegung, Herzschlag, Atmung und Schwitzen – auch zu einer selbstversichernden Instanz.

4.

Wie nun läßt sich dies alles mit der Frage nach den Körpermaschinen und dem Handy verbinden? Zweifellos haben die Medien an beiden Tendenzen – der Entkörperlichung wie dem Körper-Boom – Anteil. Ihr Moment von Entkörperlichung ist häufig betont worden, wobei das Spektrum von einer milde resignativen Kulturkritik bis hin zu apokalyptischen Szenarios à la Virilio reicht:

Hier stoßen die Medien den Körpern von außen zu; die Elektronik bewirkt eine Implosion des Raumes und in der Folge »den Verlust des irdischen Horizonts der eigenen Welt« (Virilio 1996: 119); die Medien »liquidieren das ontologische Privileg des individuellen Körpers« (Virilio 1996: 109). Im Bündnis mit den Mechanismen der gesellschaftlichen Beschleunigung setzen die Medien ihre totalitären Zeitmaße durch.

Wie aber wäre, wenn dies auch nur annähernd wahr wäre, ein Medium wie das Handy zu deuten, das gezielt und erfolgreich den Pakt mit den Körpern sucht? Liegt nicht die Pointe des Handys gerade darin, an die Topographie und die Rhythmen des Somatischen angepaßt zu sein und mit dem individuellen Körper den Raum zu durchqueren?

Aus der Sicht des intersubjektiven Raums also wird man das Handy anders beschreiben müssen. Und unsere erste These zielt auf das Verhältnis von Körpern und Stadt. Wenn gesagt wurde, daß es ein Problem gibt zwischen den Körpern und urbanen Lebenswelten, daß der Körper potentiell überfordert ist mit der Aufgabe, Identität zu stiften, wo das Subjekt sie im Wechsel der Rollen und Kontexte einzubüßen droht, überfordert mit der nomadischen Bewegung, und überfordert mit der Stadt selbst, die den Körper zu einer Art mobiler Operationsbasis macht, so bezeichnet genau dies den Punkt, an dem das Handy den Körpern beispringen kann. Eben noch Fremder unter Fremden, einsam handelnd, wahrnehmend und ausgesetzt, sieht der Körper sich plötzlich aufgefangen in einem Netz vertrauter Relationen. Die sozialen Bezüge, die gerade abzureißen drohten, sind wie Gummibänder dehnbar geworden, folgen der Bewegung durch die Stadt und sind so als Netz ständig verfügbar.

Fragt man Freunde und Bekannte, warum sie Handys haben und wann sie sie benutzen, so erhält man je nach den gegebenen Umständen unterschiedliche Auskünfte: Eltern haben sie wegen der Kinder, andere brauchen das Handy im Job, Akademiker-

paare, die in verschiedenen Städten arbeiten, nutzen es, um sich über die aktuellen Verspätungen des ICES auf dem laufenden zu halten; kurzum: Meistens gibt es solide Gründe, warum das mobile Telefon als nicht mehr entbehrlich oder zumindest als praktisch betrachtet wird. Wir glauben jedoch, daß das Handy mehr ist als das. Es geht nicht bloß darum, noch erreichbarer, flexibler und kompatibler zu sein, also den sozialen Verkehr noch reibungsloser und zeitökonomischer zu gestalten. Darauf verweisen vor allem die Gebrauchsweisen des Handys, ob auf der Straße, in der Straßenbahn, im Park oder im Café: Die Großzahl der Gespräche, die man meist unfreiwillig mitanhören muß, dienen – so zumindest der vorherrschende Eindruck – dazu, den Kontakt zur Familie und zu Freunden beständig aufzufrischen, sich der Existenz des anderen, der eigenen Position im sozialen Netz und damit der eigenen Subjektivität immer wieder aufs Neue zu versichern.

»... *Tschüs Schatz, ja Schatz, ich Dich auch! Küß-chen!*«

Nicht selten enden die kurzen Konversationen mit der Beteuerung, daß man sich bald wieder anrufen werde. Mit anderen Worten: Es geht vor allem um das, was Roman Jakobson als die *phatische* oder *Kontaktfunktion* der Sprache beschrieben hat. Diese steht dann im Vordergrund, »wenn die sprachliche Botschaft in erster Linie den Zweck verfolgt, die Kommunikation zu erstellen, zu verlängern, zu kontrollieren, zu bestätigen oder zu unterbrechen. Die phatische Funktion ist die erste, die das Kind erwirbt und mit Erfolg handhabt. Auch viele Gespräche von Erwachsenen haben keine andere Funktion, als die Verbindung aufrecht zu erhalten« (Holenstein 1975:160).³

So wie Schimpansen sich gegenseitig das Fell pflegen, um die Familienbande zu stärken, wird das Handy benutzt, um den Kontakt mit den Nächsten zu unterhalten. Diese gewissermaßen regressive Funktion der mobilen Kommunikation allerdings mündet in durchaus vertraute Probleme: Denn wie familiäre Bande nicht ausschließlich

Schutz und Geborgenheit vermitteln, funktioniert das Handy mitunter wie eine elektronische Fußfessel, etwa wenn Eltern das Handy dazu nutzen, ihre Sprösslinge jederzeit orten zu können.

Eine Sozialarbeiterin erzählt, daß sie männliche Jugendliche einer städtischen Kleinkriminellenszene betreut. Wenn einer der Jugendlichen eine neue Freundin hat, bekommt diese als erstes ein Handy geschenkt. Mit der klaren Aussage: »Damit ich weiß, was sie macht.«

Unsere dritte These zu Stadt und Handy schließlich ist optimistischer. Denn das Handy hat nicht bloß einschränkenden Charakter, insofern es die Psychotopie des Körpers an familiäre Räume rückbindet, sondern es eröffnet auch zusätzliche Spielräume. Wo der Alltag schon von Dreizehnjährigen durch exakte Terminplanung bestimmt ist, durch eine enorme Optionenvielfalt und den daraus resultierenden Entscheidungsdruck, ermöglicht das Handy eine gewisse Entlastung. Nicht selten ist zu beobachten, daß man sich per Handy über ein mögliches Zusammentreffen austauscht, ohne daß gleich über Ort und Zeitpunkt verhandelt wird. Haben wir das Aufschieben von Dingen oben als einen belastenden Verlust von Jetzt-Zeit charakterisiert, so gewährt das Handy einen spielerischen Umgang damit: Das Ob und Wie einer Verabredung oder eines Termins ist gerade deswegen weniger drängend, weil die ständige Erreichbarkeit es möglich macht, Entscheidungen aufzuschieben und von der ständig sich verändernden Situation und Stimmung abhängig zu machen.

Was als Handlungs koordinierung, also als rein funktional erscheint, hat insofern eine spielerisch-virtualisierende Seite; es wird möglich, die jeweils gegebenen Optionen eine Weile in der Schwebelage zu halten und dem Entscheidungsdruck durch Unentschiedenheit zu begegnen.

Das Handy erlaubt, die jeweilige Gegenwärtigkeit der Körper (im zeitlichen Sinne) aufeinander abzustimmen, obwohl sich diese gerade nicht am gleichen Ort befinden. Auf diese Weise reproduziert die durch die

mediale Verbindung gegebene Unverbindlichkeit den paradoxen Prozeß simultaner Körperdistanzierung und -aufwertung: War die Telekommunikation bis dahin an fixierte Orte gebunden, so verlagert das Handy das psychosoziale Zuhause in den mobilen Nahraum des Körpers. So ist es – paradox – gerade die wachsende Unabhängigkeit der sozialen Kommunikation von einer ortsgebundenen Infrastruktur, die das Hier und Jetzt des Körpers aufwertet.

5.

Der letzte Rahmen, den wir für ein Verständnis der *Portable media* in Anspruch nehmen wollen, ist der Begriff des Horizonts. In seiner basalen, geographischen Bedeutung ist der Horizont zentriert auf eine Position, die wir oben als die Position eines beweglichen Körpers im Raum beschrieben haben.

Körper haben einen Ort und bilden um diesen Ort herum ein konzentrisches System von Horizonten aus; dieses System unterscheidet den Nahraum vom Umraum, und damit implizit: relevant von irrelevant. Der gesamte Sinnesapparat ist auf diesen Raum abgestellt, die Nahsinne auf den physisch/chemischen Kontakt, das Gehör auf das Schwingen der Luft und ihre Dämpfung und der ›Fernsinn‹ Sehen schließlich auf einen kaum größeren Raum, der am optischen Horizont sich zwangsläufig schließt.

Dieser Raum folgt uns. Er ist portabel in den Grenzen der physischen Beweglichkeit der Körper und mit ihm der Horizont, weshalb das Reisen, zu Recht oder Unrecht, als ›Horizontenerweiterung‹ gilt.

Medien nun, portabel oder stationär, sind grundsätzlich *gegen* diesen Horizont konstruiert. In gewissem Sinn also hat Virilio recht mit seiner paranoiden Rekonstruktion, unrecht allerdings darin, daß sie paranoid ist, und vor allem, insofern er auf die elektronischen Medien einschränkt, was grundsätzlich für alle Medien und Zeichensysteme gilt. Medien sind seit Innis darüber bestimmt,

daß sie Zeit und Raum überwinden. Im dia-metralen Gegensatz zu McLuhan, der die Medien als Körperextensionen begreift und damit auf den Körper noch einmal zentriert, wird man hervorheben müssen, daß Medien und Zeichen den Horizont in radikaler Weise negieren. Zeichen zeigen auf Abwesendes, und sie kommen – immer Post – immer von ferne her; ihre Bedeutung verdanken sie dem Kode und damit einer Vergangenheit, die in diesem Kode sich akkumuliert (Winkler 1997: 131 ff.); wir werden in bereits bestehende Zeichensysteme hineinsozialisiert, die wesentlich klüger sind als wir und die wir aus unserer horizontgebundenen Erfahrung heraus weder verifizieren noch falsifizieren oder abschütteln können.

Es gibt also eine systematische Bruchlinie zwischen dem horizontgebundenen Erfahrungsraum und der horizontüberschreitenden Logik der Zeichen. Deutet dies darauf hin, daß die *Portable Media* hier ihre Pointe haben? Etwa im Sinne einer Kompromißbildung, die den Bruch moderiert und, wenn die Medienmaschinen sich nun den Körpern anschließen, Horizont, Medientechnik und Zeichenlogik neu konstellieren?

Die Vorstellung, selbstverständlich, erinnert an Derridas Selbstaffektion durch die Stimme, die ja ebenfalls die Fremdheit der Zeichen überwindet, indem sie diese mit dem Horizont – einem auf einen imaginären Ich-Punkt geschrumpften Horizont – versöhnt.

Handwerker renovieren eine Altbauwohnung. Auf einem Fensterbrett liegen nebeneinander vier verschiedene Handys.

Um es dabei nicht einfach zu belassen, seien zwei weitere Dimensionen des Horizontbegriffs zumindest angesprochen. Die Hermeneutik hat den geographischen Horizontbegriff bekanntlich verwendet, um weit abstraktere Zusammenhänge im Reich der Zeichen zu beschreiben. ›Horizont‹ steht hier im Zentrum eines zutiefst erkenntnis-skeptischen Arguments: Historisch setzte die Hermeneutik bei der Schwierigkeit an, schriftlich tradierte Texte auszulegen, deren geschichtlicher Kontext weit zurücklag und deren religiöser ›Gehalt‹ unter die Oberflä-

che der Texte geraten schien. Die Hermeneutik beschrieb dies als ein Auseinanderfallen zweier ›Horizonte‹: Macht der Lesende am Text die Erfahrung, daß sein Horizont begrenzt ist, und den Text selbst keineswegs selbstverständlich mit umschließt, so kann auch dem Text ein eigener, historischer ›Horizont‹ zugeschrieben werden, dem sich die Deutung allenfalls annähern kann.

Daß beide Horizonte auseinanderfallen und eben keineswegs mühelos ›verschmelzen‹, wie eine Triviale Kritik an der Hermeneutik behauptet, ist Kern der Überlegung; mag der Horizont des Rezipienten (eine sicher ebenfalls problematische Annahme) präsentisch-situativ gegeben sein, und einer Logik der Anwesenheit gehorchen, so geht es darum, daß der Text, seiner materiellen Anwesenheit zum Trotz, sich zumindest zunächst auf radikale Weise entzieht.

Auf dieser ihrer skeptischen Seite also formuliert die Hermeneutik dieselbe Erfahrung: Daß das Reich der zu deutenden Zeichen und das Präsens bzw. der Erfahrungsraum des deutenden Rezipienten auseinanderfallen, mit allen Konsequenzen der Verunsicherung gegenüber dem Text, seiner Deutbarkeit und den Zeichen insgesamt, die dem Deutenden nicht als vertraut sondern als Fremde gegenüber treten.

Ein dritter Horizontbegriff schließlich scheint noch abgelegener zu sein, möglicherweise aber nur auf den ersten Blick. In der antiken Philosophie stand der Begriff *Methóron*, aus dem der des Horizonts abgeleitet ist, zunächst für Grenzscheide, Grenze allgemein, und dann z. B. bei Philon (20/15 v. Chr.–42) sehr speziell für eine höchst prekäre Grenze, die die Eigenschaft hat, quer durch den Menschen zu verlaufen:

So heißt es [...] bei Philon [...], ›der Mensch sei Grenze der sterblichen und unsterblichen Natur‹ [...], ›er habe an jeder der beiden soweit als notwendig teil‹ [...], ›er sei zugleich sterblich und unsterblich geboren, sterblich dem Leibe nach, der Vernunft nach [aber] unsterb-

lich‹ [...]. Bei dem syrischen Bischof Nemeisos [...] kehrt diese Bestimmung [...] in immer neuen Wendungen wieder: der Mensch steht ›auf der Grenze zwischen Vernünftigem und Sinnlichem‹ [...], auf der Grenze der vernunftlosen und vernunftbegabten Natur. (Ritter 1974: 1188).

Das Besondere an dieser Definition ist, daß der Mensch hier einen Horizont nicht mehr ›hat‹; er selbst *ist* dieser Horizont, und zwar einzig und privilegiert in der Natur, insofern allein der Mensch über jene dem Sterben entthobene Vernunft verfügt, die hier das Kriterium ist. Diese zutiefst metaphysische Denktradition hat erhebliche Wirkung entfaltet und den Horizontbegriff bis ins Mittelalter hinein affiziert (Ritter 1974: 1188).

Medien, das ist unsere weitgespannte Behauptung, haben auch mit diesem dritten Horizontbegriff unmittelbar zu tun: In der Saussureschen Trennung zwischen Signifikant und Signifikat kehrt die Teilung in säkularisierter Form fast ungebrochen wieder. Dies bedeutet zunächst, daß der problematische Körper-Geist-Dualismus für die Menschen *und* für die Zeichen gilt – eine Implikation, die z. B. Derrida vehement angegriffen hat,⁴ die aus unserer Zeichenvorstellung aber keineswegs leicht und restlos zu entfernen ist (die Anrufung allein des Signifikanten löst das Problem keineswegs ...).

Und gleichzeitig bedeutet dies, daß Zeichen (und Medien) – paradox – exakt an jene Stelle treten, die im Zitat noch ›dem Menschen‹ vorbehalten war. Indem sie seine prekäre Grenzstuation *teilen*, teilen sie auch das Privileg, beide Sphären zu vermitteln. Radikalisiert könnte man sagen, daß Medien Menschen *substituieren*; weniger entschieden, daß sie mimetisch-solidarisch an deren Seite treten, um einen Teil der Last zu übernehmen, die die prekäre Grenzposition ihnen auferlegt.

Und wenn wir Aufgeklärten wissen, daß die Zeichen keineswegs zu den Menschen einfach ›hinzutreten‹, insofern, wie die Palä-

ontologie uns zeigt, Menschwerdung und Zeichengebrauch zusammenfallen, so wird gerade darin klar, daß die Zeichen den Körpern wie ein Rückgrat eingezogen sind.

Portable media nun schmiegen sich der Bewegung der Körper an. Wenn es ein Problem gibt an der Grenzlinie zwischen Körpern und Zeichen, den sterblichen Zeichenbenutzern und der unsterblichen Vernunft, möglicherweise schwach repräsentiert durch den Kode und die unvernünftige Sprache, so scheint exakt dies die Problemstelle, in die das neue Medium investiert. Und zwar ein weiteres Mal auf der Ebene der technischen Anordnung, also jenseits dessen, was konkret Adressaten oder Inhalte der »Kommunikationsakte« sind.

Daß die *Portable media* in den geographischen Horizont der Körper eintreten, fordert uns auf, den »Horizont« der Vernunft und der Sprache zu denken. Und diese eben sind immer beides zugleich: So selbstverständlich Vernunft und Sprache den Horizont überschreiten, in so klarer Weise sind sie in den empirischen Köpfen empirischer Sprachbenutzer niedergelegt, eine verteilte, horizontgebundene und den Horizont überschreitende Medientechnologie, das portable Medium schlechthin. Das Handy, das an der Sprache, wenn schon nicht an der Vernunft, teilhat, erscheint als eine Visualisierung dieses Problems.

Anmerkung

- 1 Mauss (1989/1999) versteht unter Techniken des Körpers »die Weisen, in der sich die Menschen in der einen wie der anderen Gesellschaft traditionsgemäß ihres Körpers bedienen.« Dazu zählen die Techniken der Gebärens, des Schlafens und Ruhens, Bewegungsstile wie Laufen, Tanzen, Springen, Klettern und Schwimmen, Techniken der Körperpflege, der Hygiene, des Verzehrs und der Fortpflanzung.
- 2 Für eine ausführliche Auseinandersetzung mit den Thesen Bettes und der Körperproblematik im Kontext moderner Gesellschaftsentwicklung siehe Tischleder 2001, insbes. Kap. 3 *Faszination und Unbehagen gegenwärtiger Körperlichkeit*.
- 3 Aufschlußreich ist, daß Jakobson die phatische Funktion von Sprache auch auf Technik bezieht: »Beispiele [für die phatische Funktion] mit

technischen Kommunikationsmitteln sind Durchsagen oder bloße Geräusche (»humhum«), die keinen anderen Zweck haben, als eine Telefon- oder Lautsprecheranlage zu kontrollieren.« Geht man von hier auf das Handy zurück, so würde es möglicherweise ausreichen, das Handy bloß klingeln (oder vibrieren) lassen, solange ersichtlich wäre, von wem man adressiert wird.

- 4 »Würden doch die Schrift, der Buchstabe, die sinnlich wahrnehmbare Inschrift von der abendländischen Tradition immer schon als der Körper und die Materie betrachtet, die dem Geist, dem Atem, dem Wort und dem Logos äußerlich sind. Die Seele-Körper-Problematik ist zweifellos ein Derivat des Schrift-Problems, dem sie umgekehrt ihre Metaphern zu leihen scheint« (Derrida 1983: 61 f.).

Literatur

- BETTE, Karl-Heinrich. 1989. *Körperspuren. Zur Semantik und Paradoxie moderner Körperlichkeit*. Berlin.
- DERRIDA, Jacques. 1983 [1967]. *Grammatologie*. Übers. aus dem Französischen. Frankfurt/Main.
- HOLENSTEIN, Elmar. 1975. *Roman Jakobsons phänomenologischer Strukturalismus*. Frankfurt/Main.
- MAUSS, Marcel. 1989 [1934]. »Die Techniken des Körpers«. Übers. aus dem Französischen. In: *Soziologie und Anthropologie 2*. Frankfurt/Main, 199–220.
- RITTER, Joachim (Hg.). 1974. *Historisches Wörterbuch der Philosophie 3*. Darmstadt.
- TISCHLEDER, Bärbel. 2001. *Body Trouble. Entkörperlichung, Whiteness und das amerikanische Gegenwartskino*. Frankfurt: Stroemfeld-Verlag [erscheint im Laufe des Jahres].
- VIRILIO, Paul. 1996 [1993]. *Die Eroberung des Körpers. Vom Übermenschen zum überreizten Menschen*. Übers. aus dem Französischen. Frankfurt/Main.
- WINKLER, Hartmut. 1997. *Docuverse. Zur Medientheorie der Computer*. München.

Ästhetik

& Kommunikation

Heft 112

32. Jahrgang

Die Bürger-AG

Heftredaktion Dieter Hoffmann-Axthelm

Allgemeiner Teil Dierk Spreen

Endredaktion Moriz Hoffmann-Axthelm

Geschäftsführende Redaktion Elisabeth von Haebler

Wassergasse 5, 10179 Berlin

Telephon (030) 27 56 03 29

Telefax (030) 27 56 03 30

E-Mail aesthetik@prkolleg.com

www <http://www.prkolleg.com/aesthetik/>

Bilder Umschlag S. 1, 4: Kulturstiftung Leipzig.

S. 22: Jobelmann; Wittenping. 1897. Geschichte der Stadt Stade. Stade: Pockwitz, 136. S. 24: Novy; Neumann-Cosel (Hg.). 1992. Zwischen Tradition und Innovation. 100 Jahre Berliner Bau- und Wohnungsgenossenschaft von 1892. Berlin: Hentrich, 42. S. 25: Ruth. 1986. Bergmannsuniformen an der Saar. Saarbrücken: Die Mitte, 116. S. 28: Badische Kommunale Landesbank (Hg.). 1986. Jugendstil. Architektur um 1900 in Mannheim. Mannheim: Ed. Quadrat, 30. S. 35: Arthur Striezel, Berlin. In: Christian Engeli. 1971. Gustav Böß. Oberbürgermeister von Berlin 1921–1930. Stuttgart u. a.: Kohlhammer, 208–209. S. 41: Petrowsky u. a. 1986. Lübeck. Eine andere Geschichte. Einblicke in Widerstand und Verfolgung in Lübeck 1933–1945, 45. S. 46: Jüdisches Gemeindezentrum Mannheim F 3. 1990. Festschrift zur Einweihung am 13. September 1987/19. Ellul 5747. Mannheim: v. Brandt (Sonderveröffentlichung des Stadtarchivs Mannheim, 17), 82. S. 67: Rockenmaier. 1983. Das Dritte Reich und Würzburg. Versuch einer Bestandsaufnahme. Würzburg: Mainpresse Richter, 204. S. 70: Peter Fischer, Historisches Archiv der Stadt Köln. In: Mölich; Wunsch (Hgg.). 1995. Köln nach dem Krieg. Facetten einer Stadtgeschichte. Köln: Janus (Kölner Schriften zu Geschichte und Kultur, 24), 191. S. 71: Christl u. a. 1994. Geschichte der Stadt Cottbus. Cottbus: Schiemenz, 206. S. 76: Der Architekt 7/8 (Juli/August 1981), 346. S. 83: Benjamin Katz. In: Hüllenkremer (Hg.). 1987. Kunst in Köln. Köln: Kiepenheuer und Witsch, 90 f. S. 92–96: Museum für Kommunikation Frankfurt am Main. S. 106–111: Thomas Hauser.

Gestaltung und Satz Moriz Hoffmann-Axthelm, Berlin

Gesamproduktion M8 Labor für Gestaltung, Berlin

Herausgeber Ästhetik & Kommunikation e. V., Berlin

Potsdam Kolleg für Kultur und Wirtschaft Berlin

Helmuth Berking, Elisabeth von Haebler, Winfried Hammann, Knut Hickethier, Dieter Hoffmann-Axthelm,

Gisela Kayser, Eberhard Knödler-Bunte, Hermann Schwengel, Werner Siebel, Gerburg Treusch-Dieter

Redaktion René Althammer, Helmuth Berking, Sabine Berking, Ilse Bindseil, Tilman Fichter, Kirska Geiser, Elisabeth von Haebler, Winfried Hammann, Dorothea Hauser, Knut Hickethier, Dieter Hoffmann-Axthelm, Gisela Kayser, Eberhard Knödler-Bunte, Albrecht von Lucke, Winfried Pauleit, Stephan Schlak, Andreas Schroth, Hermann Schwengel, Werner Siebel, Dierk Spreen, Eric Töpfer, Gerburg Treusch-Dieter

Verlag Ästhetik & Kommunikation e. V.

Wallstraße 60, 10179 Berlin, Tel. (030) 27 56 03 29, Fax (030) 27 56 03 30, E-Mail aesthetik@prkolleg.com

Vertrieb (Buchhandel) sova, Friesstraße 20–24, 60388 Frankfurt/Main, Tel. (069) 41 02 11, Fax (069) 41 02 80

Ästhetik & Kommunikation erscheint viermal jährlich; Einzelheft 20 DM, vergünstigtes Jahresabonnement 76 DM (38,87 €) inklusive Porto- und Versandkosten. Abonnements-Bestellungen über Redaktion und Verlag
Abonnements-Kündigungen jeweils bis zum 1. November
Nachdruck nur nach Absprache mit der Redaktion. Alle Rechte liegen bei den Autoren
Für unverlangt eingesandte Manuskripte kann keine Gewähr übernommen werden

Copyright Ästhetik & Kommunikation e. V., Berlin 2001

ISSN 0341-7212, Ä & K Nr. 112 32. Jahrgang, März 2001

Inhaltsverzeichnis

Zur Zeit: Notizen 4

□

Editorial
Die Bürger-AG 21

Felix Ensslin
Vom Kopf auf die Füße 23
Wo eigentlich ist Zivilgesellschaft?

Dieter Hoffmann-Axthelm
Die Bürger-AG 27

Helmuth Berking
Kreative Entstaatlichung? 37
Einige Anmerkungen zur Bürgergesellschaft
und anderen ›ehrenwerten‹ Gesellschaften

Dorothea Hauser
›Stattauto‹ – ein Erfahrungsbericht 43
(und eine Antwort auf die ›Bürger-AG‹)

Joseph Huber
Den Staat neu denken ... 49

Ludovica Scarpa
**Wie der öffentliche Wohnungsbau
entstand und wie man wieder
davon loskommt 59**

Winfried Hammann
Bürger, kauft Eure Stadt 65
Die Bürgerstadt Aktiengesellschaft

Albrecht von Lucke
›Eigentum ist Diebstahl‹ 69
Zur Subversivität des Eigenheims

Ralf Joachim Fischer
**Schrumpfung der Stadt – schrumpft
auch die Denkmalpflege? 73**

Wolfgang Hocqué
Reformstau im Denkmalschutz 79

Kulturstiftung Leipzig
**Stiftung für Denkmalpflege,
Stadtkultur und Umweltschutz 84**

□

Ulrich Heinze
**Werbung zeichnet ungezeichnete
Körper im Reich der Zeichen 87**
Japanische Dividuen und die Lust am
maternalen Selbst

Thymian Bussemer
**›Das Pferd frisst keinen
Gurkensalat mehr‹ 93**
Die *Telekom* demontiert die Telefonzellen

Bäbel Tischleder und Hartmut Winkler
Portable Media 97
Beobachtungen zu Handys und Körpern
im öffentlichen Raum

Herbert M. Hurka
Fragen der Auflösung 105
Zu Thomas Hausers Bilderserie *Neue
Mädchen*

□

Buchjournal 112

Zu den Autoren 126